

JAMES PATTERSON
UND MICHAEL LEDWIDGE

Blutstrafe

Buch

Er ist hochintelligent, eiskalt und ein Psychopath: Der Killer, der sich selbst nur »Der Lehrer« nennt, hat es auf die Mächtigen von New York abgesehen, auf die Reichen und Hochmütigen. Er möchte ihnen eine Lektion erteilen – eine tödliche. Perfiderweise begrüßen viele Menschen die Taten dieses selbst ernannten Richters über Gut und Böse sogar. Denn bekommt die überhebliche Elite der Stadt nicht endlich, was sie verdient? In deren Kreisen jedoch herrscht angesichts des mysteriösen Killers schiere Panik, denn keiner weiß, wen es als Nächsten treffen wird.

Nur ein Mann scheint geeignet, diesen spektakulären und hochbrisanten Fall zu übernehmen: Detective Mike Bennett, Spezialist für besonders brenzlige Situationen bei der New Yorker Polizei. Dabei hätte Mike nach dem Krebstod seiner Frau eigentlich schon mit seinem Privatleben alle Hände voll zu tun. Schließlich muss er sich nun allein um seine zahlreichen Adoptivkinder kümmern. Dennoch erklärt er sich bereit, seinen Kollegen bei der Jagd auf den raffinierten Mörder zu helfen, und versucht, sich in dessen krankes Hirn hineinzusetzen. Akribisch rekonstruiert er den zerstörerischen, scheinbar willkürlichen Kreuzzug des »Lehrers« durch die New Yorker High Society. Er sucht nach einem Muster, das den Morden zu Grunde liegt. Als er es endlich gefunden hat, wird Detective Mike Bennett schlagartig klar, dass ihm nur noch wenige Stunden bleiben, um New York vor einer Katastrophe zu bewahren ...

Autor

James Patterson, geboren 1949, war Kreativdirektor bei einer amerikanischen Werbeagentur. Schon für seinen Debütroman wurde er mit dem Edgar Allen Poe Award, Amerikas wichtigstem Krimipreis, ausgezeichnet. Inzwischen ist er mit weltweit über 170 Millionen verkaufter Romane einer der erfolgreichsten Bestsellerautoren überhaupt. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, New York. Mehr zum Autor und seinen Büchern unter www.jamespatterson.com.

Von James Patterson sind im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Die Serie um Michael Bennett:

Totenmesse. Thriller (46669)

Außerdem lieferbar:

Sams Briefe an Jennifer. Roman (45908) · Honeymoon. Roman (45907)
Sündenpakt. Roman (46333) · Todesschwur. Roman (46430) · Im Affekt.
Thriller (46598) · Todesahnung. Thriller (46764) · Todesbote. Thriller
(47122) · Höllentrip. Thriller (47069)

James Patterson
und Michael Ledwidge

Blutstrafe

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Helmut Splinter

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Run for your life«
bei Little, Brown and Company, New York.

Rudolf Borchardts Übersetzung der Zeilen aus
Edna St. Vincent Millays Gedicht
»Dirge without Music« auf S. 27 entstammt dem Werk: Rudolf
Borchardt und Edna St. Vincent Millay, Die Entdeckung Amerikas.
Gedichte, Übertragungen, Essays. Herausgegeben von Gerhard Schuster.
Mit Beiträgen von Barbara Schaff und Friedhelm Kemp.
Lyrik Kabinett München, 2004.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2010

Copyright © der Originalausgabe 2009 by James Patterson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

First published by Little, Brown and Company, New York, NY

Published by arrangement with Linda Michaels Limited,

International Literary Agents

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/simon's photo

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Redaktion: Viola Eigenberz

Th · Herstellung: Str.

Made in Germany

ISBN 978-3-442-46737-2

www.goldmann-verlag.de

Für Kathy, Eileen und Jean

Prolog

Nieder mit der
Staatsgewalt

1

In einem Bus in New York festzusitzen ist selbst unter normalen Umständen eine wahre Geduldsprobe.

Doch wenn der Bus dem Sondereinsatzkommando des New York Police Department gehört und an einer Straßensperre steht, an der man vor lauter Polizisten keinen Asphalt mehr sieht, und man nur dort ist, weil man als einziger Mensch auf der Welt in der Lage ist, ein paar Geiseln vor dem Tod zu retten, kann man seine Pläne fürs Abendessen über den Haufen werfen.

An diesem Montagabend würde ich nirgendwo hingehen. Schlimmer noch, ich würde vielleicht auch hier nicht weit kommen.

»Wo ist mein Geld, Bennett?«, kam eine wütende Stimme aus meinem Kopfhörer.

In den vergangenen siebeneinhalb Stunden hatte ich Gelegenheit gehabt, diese Stimme ausgiebig kennenzulernen. Sie gehörte einem 19-jährigen Bandenführer – genannt D-Ray, mit richtigem Namen hieß er Kenneth Robinson –, der in einem dreifachen Drogenmord als Hauptverdächtiger galt. Das heißt, eigentlich war er der einzige Verdächtige. Als ihm die Polizei einige Stunden zuvor auf die Schliche gekommen war, hatte er sich in einem Haus in Harlem verschanzt, das mittlerweile von der Polizei umstellt war, und drohte, fünf Mitglieder seiner eigenen Familie umzubringen.

»Das Geld kommt, D-Ray«, antwortete ich mit sanfter Stimme ins Mikrofon. »Ich habe dir doch schon gesagt,

dass ich Wells Fargo veranlasst habe, einen Geldtransporter von Brooklyn herzuschicken. 100 000 Dollar in nicht gekennzeichneten Zwanzigern auf dem Beifahrersitz.«

»Das sagst du schon die ganze Zeit, aber ich sehe keinen Geldtransporter!«

»Es ist nicht so einfach, wie es sich anhört«, log ich. »Der Geldtransporter muss sich an die Banköffnungszeiten halten. Man kann ihn nicht einfach wie ein Taxi rufen. So viel Geld trägt keiner mit sich herum – diese Menge zusammenzubekommen ist sehr umständlich. Und der Transporter muss sich wie jedes andere Auto auch durch die überfüllten Straßen quälen.«

Geiselnahmen erfordern eine besondere Ruhe, die ich besonders gut vortäuschen kann. Wären nicht ein Dutzend uniformierte Polizisten der Spezialeinheit und der Manhattan North Task Force anwesend, könnte man denken, ich wäre Priester und nähme jemandem die Beichte ab.

In Wirklichkeit stand der Wagen von Wells Fargo bereits seit zwei Stunden draußen um die Ecke. Ich kämpfte mit allem, was ich hatte, damit D-Ray ihn nicht zu Gesicht bekam. Wenn der Wagen dieses letzte Stück bis vors Haus fuhr, hieß das, ich hatte versagt.

»Treibst du Spielchen mit mir, Bulle?«, bellte D-Ray. »Niemand treibt Spielchen mit mir. Meinst du, ich weiß nicht, dass ich sowieso schon lebenslänglich kriege? Was hätte ich zu verlieren, wenn ich noch jemanden töte?«

»Ich weiß, dass du es ernst meinst, D-Ray«, beruhigte ich ihn. »Ich ebenfalls – ich will nichts riskieren. Das Geld ist auf dem Weg. Brauchst du in der Zwischenzeit noch etwas? Noch mal eine Runde Pizza, Limo, irgend-

was in der Art? Es muss doch heiß sein da drin. Wie wär's mit Eis für deine Nichte und deinen Neffen?«

»Eis?«, schrie er mit einer Wut, die mich zusammenzucken ließ. »Du erledigst besser deine Arbeit, Bennett! Wenn ich in fünf Minuten keinen Geldtransporter sehe, wirst du erleben, wie eine Leiche über die Veranda kulvert.«

Die Leitung war tot. Ich wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht, streifte den Kopfhörer ab und trat ans Fenster des Busses. Er stand mit Blick auf D-Rays braunes Haus auf der 131st Street in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Ich hob mein Fernglas und betrachtete das Küchenfenster, musste schlucken, als ich sah, dass unter einem Antirassismus-Magnet am Kühlschrank eine Kinderzeichnung und ein Bild von Maya Angelou klemmten. Seine Nichte und sein Neffe waren sechs und acht Jahre alt. Ich hatte Kinder im selben Alter.

Zuerst hatte ich gehofft, die Situation würde sich entspannen, weil seine Geiseln sein eigen Fleisch und Blut waren. Viele Verbrecher bluffen auf diese verzweifelte Weise und geben auf, bevor sie jemandem, der ihnen nahesteht, besonders kleinen Kindern, wehtun. D-Rays 83-jährige Großmutter, Miss Carol, befand sich auch im Haus. Sie war eine Institution in diesem Viertel, eine einflussreiche, angesehene Frau, die das Freizeitzentrum und den Gemeindegarten leitete. Wenn er auf jemanden hörte, dann auf Miss Carol.

Doch er hatte nicht auf sie gehört, was ein schlechtes Zeichen war. D-Ray hatte bereits seine Bereitschaft zu morden unter Beweis gestellt. Hinzu kam, dass seine Wut und sein Kontrollverlust im Verlauf der Geiselnahme zugenommen hatten. Ich war sicher, dass er sich mit

Crack oder Meth oder was auch immer aufputschte. Er klammerte sich an seinen Fluchtplan. Den Plan zu einer Flucht, bei der er auch über Leichen gehen würde.

Ich hatte ihm beim Schmieden dieses Plans geholfen, und ich hatte mir alle mir bekannten Tricks zu Nutze gemacht, damit wir die Geiseln lebend herausholen konnten. Ich hatte versucht, eine Bindung zu ihm aufzubauen, mit ihm wie mit einem Freund zu reden, hatte ihm sogar meinen Namen genannt, doch beide Tricks funktionierten nicht.

Uns lief die Zeit davon.

Ich ließ das Fernglas sinken und schaute auf den Bereich vor dem Bus. Hinter den Absperrungen und den blinkenden Lichtern der Polizeifahrzeuge standen mehrere Übertragungswagen der Fernsehsender und vielleicht 60 oder 70 Schaulustige. Einige schaufelten aus Pappkartons chinesisches Essen in sich hinein, andere hielten ihre Fotohandys hoch, Schulkinder flitzten auf Rollern umher. Die Umstehenden wirkten ungeduldig wie Zuschauer, die enttäuscht waren, dass das Feuerwerk noch nicht begonnen hatte.

Ich wandte mich von ihnen ab, als sich Joe Hunt, der Commander vom Stadtbezirk Nord-Manhattan, in den Bürostuhl neben mir fallen ließ und einen tiefen Seufzer ausstieß.

»Hab gerade von der Sondereinheit gehört«, sagte er. »Die Scharfschützen glauben, sie hätten ihn durch ein Fenster auf der Rückseite ganz gut im Visier.«

Ich erwiderte nichts, doch Joe wusste, was ich dachte. Schweigend sah er mich mit seinen beinahe traurigen, weltverdrossenen, braunen Augen an.

»Er mag noch ein halbes Kind sein, aber wir haben es

hier auch mit einem gewalttätigen Soziopathen zu tun«, fuhr er schließlich fort. »Wir müssen die Sache der taktischen Einheit übergeben, damit die Geiseln da drin noch eine Chance haben. Ich rufe den Geldtransporter her. Holen Sie D-Ray noch mal ans Telefon und sagen Sie ihm, er soll ihn sich ansehen. Dann wird der Strom abgeschaltet, und die Scharfschützen erledigen ihn über ihre Nachtsichtgeräte.« Joe stemmte sich aus dem Stuhl hoch und klopfte mir grob auf die Schulter. »Tut mir leid, Mike. Sie haben mehr geleistet, als irgendjemand sonst auf der Welt es hätte tun können, aber dieser Junge weigert sich schlichtweg weiterzuleben.«

Ich fuhr mir mit den Händen durchs Haar und rieb meine müden Augen. New York gehört zu den Städten der Welt, in denen die meisten Geiselnahmen gewaltfrei gelöst werden, und ich hasste es auf den Tod, diese Statistik zu versauen. Doch gegen Hunts Logik kam ich nicht an. D-Ray unternahm nicht einmal den Versuch, sich von mir helfen – und retten – zu lassen.

Ich nickte. Wir mussten jetzt an seine Familie denken.

Joe Hunt gab per Funk durch, dass sich der Geldtransporter in Bewegung setzen sollte. Sobald er auftauchte, würde ich ein letztes Mal mit D-Ray reden.

Während wir warteten, stiegen wir aus dem Bus, um frische Luft zu schnappen.

2

Auf dem Weg nach draußen hörte ich den Sprechgesang einer weiteren Gruppe. Diese befand sich am anderen Ende des Straßenblocks vor einer Wohnanlage drüben auf dem Frederick Douglass Boulevard.

Mein Hirn brauchte einen Moment, um die Worte »Nieder mit der Staatsgewalt!« zu verstehen.

Hunt und ich blickten uns erstaunt an. Wir Polizisten waren hier, um das Leben ihrer Freunde und Nachbarn zu retten – einschließlich zweier Kinder der heiß geliebten Miss Carol –, und wir sollten die bösen Jungs sein? Mit was für einem Vorbild lebten die Menschen in dieser Gegend?

»Nieder mit der Staatsgewalt! Nieder mit der Staatsgewalt!« Das Dröhnen näherte sich, während ich ängstlich nach dem Geldtransporter Ausschau hielt.

Ein Vorbild!, rief mein Hirn zurück.

Wie aus dem Nichts verbanden sich diese beiden Gedanken.

»Halten Sie den Transporter zurück, Chief!«, brüllte ich Hunt an. Ich rannte in den Bus zurück und setzte mir den Kopfhörer auf. Mit einem Nicken bedeutete ich einem Techniker, mich wieder mit dem braunen Haus zu verbinden.

»D-Ray, hier ist Mike Bennett«, meldete ich mich.

»Du hast zwei Minuten, Bulle!« Er schäumte förmlich vor Wut.

»Hey, hey«, versuchte ich ihn zu beruhigen. »Hör mal auf die Menge da draußen. Sie feuern dich an. Du bist ihr Held.«

»Was soll jetzt wieder dieser Quatsch, Bennett?«

»Das ist kein Quatsch, D-Ray. Mach das Fenster auf und hör hin. Du glaubst, du hättest nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnt, aber da irrst du dich.«

Alle Polizisten und Techniker unterbrachen ihre Arbeit und blickten zum braunen Haus hinüber. Nach sehr langen 30 Sekunden wurde eines der Schiebefenster ein paar Zentimeter angehoben. D-Ray konnten wir nicht sehen – er befand sich daneben oder darunter –, doch er war da und lauschte.

»Hörst du das?«, fragte ich ihn. »Nieder mit der Staatsgewalt. Sie reden mit dir, D-Ray. Sie halten dich für einen harten Knochen, weil du uns aufhältst. Und nicht nur das. Weißt du, was mir eine der alten Gemeindefreundinnen deiner Großmutter erzählt hat? Du hast dieser Gegend einen großen Dienst erwiesen, indem du die Drew-Bande mit ihrem Drogenhandel und ihrer Gewalt vertrieben hast. Die Menschen hassten sie, fühlten sich von ihnen terrorisiert, und du hast sie niedergemacht.«

»O Mann! Meinst du das ernst?« Zum ersten Mal klang D-Ray wie das, was er war: ein verängstigter, verwirrter 19-jähriger Junge.

»Ich meine es verdammt ernst, und mir geht es genauso wie ihnen«, antwortete ich. Das war wieder eine unverschämte Lüge, doch ich würde ihm sowohl die George-Washington- als auch die Brooklyn-Brücke verkaufen, wenn ich damit Leben retten könnte.

Die Mannschaft im Bus starrte mich an. Ich fuhr mit

dem Ärmel über mein verschwitztes Gesicht und ging das nächste Risiko ein.

»Jetzt hast du genau zwei Möglichkeiten, die Sache durchzuziehen, D-Ray«, erklärte ich. »Du kannst deine Geiseln behalten und versuchen, mit dem Geld zu verschwinden. Aber du wirst nicht weit kommen, das weißt du. Wahrscheinlich wirst du getötet, vielleicht müssen auch deine Großmutter und die Kinder dran glauben. Oder du kannst wie der Held aufstehen, für den dich diese Leute halten, und alle freilassen.«

D-Ray legte plötzlich auf. Ich hatte das Gefühl, mein Herz bliebe genauso stehen wie die Zeit.

»D-Ray!«, rief ich. »D-Ray, melde dich, verdammt!«

Die Leitung blieb stumm. Ich riss den Kopfhörer herunter und stürmte aus dem Bus in die kühle, dunkle Nacht.

3 Ich rannte auf die Absper-
rungen zu, angetrieben von
der Angst, aus dem Innern
des braunen Hauses den
hohlen Knall einer Waffe

und anschließend den grässlichen Aufprall eines toten Körpers zu hören, der die Verandastufen hinabgestoßen wird. Die Menge beiderseits des Straßenblocks verstummte, als spürte sie, dass dies ein entscheidender Moment war.

Langsam wurde die Haustür geöffnet. Zuerst sah ich eine große ältere Frau. Es war D-Rays Großmutter, Miss Carol, und sie kam auf ihren eigenen Beinen heraus! Besser noch war, dass sie von zwei anderen Erwachsenen – D-Rays Großtante und Großonkel – begleitet wurde. Hinter ihnen erkannte ich schemenhaft zwei kleine Gestalten, D-Rays Nichte und sein Neffe. Mein Trick hatte funktioniert. Die Geiseln lebten, und D-Ray ließ sie frei!

Endlich begann ich wieder zu atmen, stieß zischend die Luft aus und saugte frische in meine gierigen Lungen. Doch meine Freude wandelte sich in Schock, als ich sah, dass die Geiseln mit untergehakten Armen einen Kreis bildeten – einen menschlichen Schutzschild, in dessen Mitte sich D-Ray duckte.

»Erschießt meinen Jungen nicht!«, kreischte Miss Carol laut und deutlich in der plötzlichen Stille.

Welch eine surreale Situation – noch surrealer als die Menge, die aus D-Ray einen Helden machte! Seine Geiseln beschützten ihn. Zuerst das irre Vorbild und jetzt das noch irrigere Stockholm-Syndrom.

Ich bedeutete Commander Hunt, die Heckenschützen auf den Dächern zurückzuhalten, während ich meinen Kopfhörer zurechtrückte und auf die absurde Menschenkette zuging, die sich die braunen Stufen hinunterbewegte.

»Ich bin's, D-Ray, Mike Bennett«, rief ich ihm zu. »Du tust genau das Richtige, D-Ray. Du machst jeden hier stolz auf dich. Aber jetzt muss deine Familie zur Seite treten.«

»Tun Sie ihm nichts!«, rief Miss Carol erneut. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Er wird bei mir sicher sein, das verspreche ich.« Ich hielt meine Hände geöffnet nach oben, um zu zeigen, dass sie leer waren. Während ich sie wieder herunternahm, wiederholte ich meine »Haltet euch zurück«-Geste in Richtung der nervösen Polizisten. »D-Ray, wenn du eine Waffe hast, wirf sie auf den Boden«, forderte ich ihn mit etwas mehr Autorität in der Stimme auf. »Es wird alles wieder gut, keine Sorge.«

Die Pause schien endlos, bevor eine flache, graue Pistole seitlich aus dem menschlichen Schutzschild auf den Bürgersteig fiel.

Sie sah aus wie eine Glock, vielleicht eine vom Kaliber .40 oder .45 mit einem Magazin für zehn bis 13 Patronen – eine Menge Tod in einem Päckchen, das kleiner war als ein Taschenbuch.

»Hast du gut gemacht, D-Ray«, lobte ich ihn. »Jetzt komme ich zu dir rein, dann gehen wir gemeinsam zum Wagen.«

Als Miss Carol und die anderen ihre Arme lösten und sich trennten, kam ein untersetzter junger Mann zum Vorschein, der eine bis über die Knie reichende Sport-

hose und eine Baseballkappe trug, deren Schild er zur Seite gedreht hatte.

Dann hörte ich ein schreckliches Geräusch, das mich beinahe aus meinen Schuhen hob: ein Schuss, der von irgendwo hinter mir abgegeben worden war.

D-Ray fiel wie ein abgesägter Baum um, während seine Familie starr vor Schreck zusah.

In der nächsten Sekunde änderte sich alles. Polizisten klapperten mit schussbereiten Waffen über den Asphalt, die Schaulustigen gerieten in Panik.

»Feuer einstellen!«, rief ich und warf mich gegen Miss Carol, die den Rest ihrer Familie wie Dominosteine mit sich riss. Von dort krabbelte ich auf allen vieren zu D-Ray.

Doch weder ich noch sonst jemand konnte ihm noch helfen. Genau zwischen seinen geöffneten Augen prangte ein Einschussloch, aus dem Blut sickerte.

»Das waren nicht wir, Mike! Bleib unten!«, rief Lieutenant Steve Reno von der Sondereinheit über meinen Kopfhörer.

»Wer dann?«, rief ich zurück.

»Wir glauben, der Schuss kam aus der Menge in der Nähe des Frederick Douglass Boulevard. Wir schicken schon ein Team los.«

Ein Heckenschütze aus der Menge, kein Polizist? Meine Fresse, was war denn hier los?

»Schaff einen Krankenwagen her«, wies ich Reno über Funk an. Dann erhob ich mich. Natürlich war es durchaus möglich, dass der Heckenschütze nach weiteren Zielen Ausschau hielt, doch ich konnte angesichts des Chaos', das um mich herum ausbrach, nicht einfach liegen bleiben.

Ich hatte das Gefühl, im Treibsand zu versinken. Die Menschen hatten gesehen, wie D-Ray zu Boden ging, und nahmen an, die Polizei hätte ihn erschossen. Ent-rüstet und mit vor Wut verzerrten Gesichtern drängten sie auf die Absperrungen zu. Andere Polizisten rannten ihnen entgegen und bezogen Stellung, um sie zurück-zuhalten.

»Sie haben diesen Jungen getötet! Sie haben ihn um-gebracht!«, schrie eine Frau.

Eine nach vorne preschende Gruppe stieß eine der Ab-sperungen um und schlug eine Polizistin nieder. Ihre Kollegen zogen sie in Sicherheit, während andere mit schwingenden Schlagstöcken herbeieilten. Ohrenbetäu-bendes Sirenengeheul durchschnitt die Luft, als zwei Einsatzwagen am Straßenrand hielten, um die Barrie-re zwischen uns und dem sich ausbreitenden Aufruhr zu verstärken.

Ich behielt die Szene im Auge, während ich, besorgt wegen weiterer Schüsse, auch die Dächer musterte. Schließlich bekam ich einen Schlag auf den Hinterkopf mit etwas, das sich anfühlte wie ein Baseballschläger mit Knöcheln. Ich wirbelte herum.

»Sie verlogenes Schwein, Sie haben meinen Jungen ge-tötet!«, schrie Miss Carol. Sie verfolgte mich mit einer für ihr Alter und ihre Größe überraschenden Geschwin-digkeit. Ich schnappte nach Luft, als sie mir ihre Faust gegen die Brust stieß.

»Nein, der Schuss kam nicht von uns«, krächzte ich, doch sie holte bereits zu einem Schwinger aus, der mir die Sternchen vor den Augen tanzen lassen würde. Ich konnte mich gerade noch darunter hinwegducken, wur-de aber sogleich von D-Rays ausgemergeltem Onkel am

Revers gepackt, der versuchte, mir eine Kopfnuss zu verpassen. Als ich mich aus seinem Griff befreite, hämmerte seine ebenso zerbrechlich wirkende Frau mit dem Krückstock auf meine Schultern ein. Ich hatte in meinem Leben schon ein paar Schläge einstecken müssen, doch diese Groteske brach alle Rekorde.

Während ich hektisch zurückwich, bemerkte ich, dass die Scheinwerfer der Fernsehkameras nicht mehr auf die Menge gerichtet waren, sondern neugierig aufzeichneten, wie ich von der geriatrischen Fraktion den Hintern versohlt bekam. Dies feuerte die Menschen noch mehr an, die beiderseits der Straße die Barrikaden einrissen und über die Einsatzwagen der Polizei kletterten. Ein paar Uniformierte eilten zu meiner Rettung herbei und drängten die Angreifer zur Seite. Joe Hunt packte meinen Arm und trat mit mir den Rückzug zu unserem Bus an.

»Ruft Verstärkung!«, rief er. »Holt die Zwei-fünf, die Zwei-sechs und die Drei-null. Also alle, und zwar gestern!«

Aus der Ferne hörte ich bereits, wie mit heulenden Sirenen die Verstärkung näher kam.

Erster Teil

Der Lehrer



James Patterson

Blutstrafe

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46737-2

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2010

Ein raffinierter Killer auf einem blutigen Kreuzzug ...

In New York wütet ein gnadenloser Serienkiller. Seine Opfer sucht sich der Mann in der Elite der Stadt, die er mit tödlichen Lektionen für ihre angebliche Gier und Selbstgerechtigkeit bestraft. Den Fall übernimmt Detective Mike Bennett, der versucht, sich in das kranke Hirn des Killers hineinzusetzen. Als er endlich das Muster erkennt, welches den Morden zugrunde liegt, weiß er, dass ihm nur noch Stunden bleiben, um New York vor der größten Katastrophe in der Geschichte der Stadt zu bewahren ...

 [Der Titel im Katalog](#)